

Damaris Nübling

Beziehung überschreibt Geschlecht

Zum Genderindex von Ruf- und Kosenamen

1 Annäherungen an ein forschungsaversives Thema

Intime Beziehungen entziehen sich grundsätzlich ihrer Erforschung. Nach Hirschauer (2012: 14) sind sie „intrinsisch forschungsaversiv“. Dies gilt auch für Spitznamen, mit denen enge soziale Beziehungen (seien sie positiv oder negativ) zu Mitmenschen etabliert werden. Die (Sozio-) Onomastik weiß erstaunlich wenig über diese so alltägliche und hochrelevante Namenart. Dies manifestiert sich auch in der geringen Anzahl an Publikationen, die überdies seit über 20 Jahren komplett stagniert (seit Kany [1992], der eine problematische empirische Basis verwendet, ist im deutschsprachigen Raum nichts Relevantes mehr erschienen). Die meisten Fragen lassen sich nicht einmal annäherungsweise beantworten. Dennoch soll hier versucht werden, diese intimste aller Namenarten zu fassen zu bekommen. Vor allem soll danach gefragt werden, welche Bedeutung die Markierung von Geschlecht für Kosenamen hat.

Spitznamen sind inoffizielle Namen und werden im Folgenden in Ermangelung eines besseren Terminus als Oberbegriff zu *Kosenamen* (Hypokoristika) und zu *Spottnamen* gebraucht.¹ Der Einfachheit halber bleiben wir bei dieser Positiv-/Negativ-Unterscheidung. Andere Termini wie Neck- oder Schmähenamen drücken nichts substantiell anderes aus. Im Fall von Paarbeziehungen ist es m. E. sinn-

¹ Die Onomastik hat gerade in ihrer Teildisziplin der Sozioonomastik erhebliche terminologische Defizite zu beklagen. Dies wird besonders evident, wenn man die „Liste Onomastischer Schlüsseltermini“, die der *International Council of Onomastic Sciences* herausgibt, betrachtet (<http://www.icosweb.net/index.php/terminology>).

Anmerkung: Der vorliegende Aufsatz entstand im Rahmen der DFG Forschergruppe „Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung“ (FOR 1939) an der Johannes Gutenberg-Universität (JGU) Mainz (s. <http://www.blogs.uni-mainz.de/undoingdifferences> [25. 8. 2016]).

– Den Herausgeberinnen danke ich für wertvolle Kommentare!

voll, statt vom Kosenamen (der auch für freundschaftliche Beziehungen z. B. unter Vereinsmitgliedern gelten kann) vom sog. *Intimnamen* zu sprechen, dessen Geheimhaltungsstufe ungleich höher ist. Wertungsfreie Spitznamen dürfte es kaum geben. Spitznamen gehören immer der Duz-Domäne an. Man unterscheidet drei Typen ihrer Bildung:

1. Bei den sog. *Übernamen* („Primärbildungen“ bei Frank 1993: 474ff.) handelt es sich um sprechende oder charakterisierende Namen, die den semantischen Gehalt ihrer lexikalischen Strukturen aktivieren können (*Mausi*, *Zwerg*, *Schatz*). Sie enthalten wie hier meist appellative Strukturen, es können aber auch Adjektive u.Ä. sein (*Dicker*, *Stinki*). Eine denotative Übereinstimmung mit dem Referenten muss nicht vorhanden sein (oft werden Tier-, Pflanzen- oder Süßigkeitsbezeichnungen verwendet). Theoretisch kann *Zwerg* oder *Mäuschen* eine zwei Meter große Frau hypokoristisch bezeichnen, d. h. die wörtliche Bedeutung kann deaktiviert sein oder ironisch verwendet werden; ebenso muss das Genus des Übernamens nicht mit dem Geschlecht² der bezeichneten Person kongruieren (wenngleich es hier gewisse Korrelationen zu geben scheint).
2. Ein anderer Typ, die *Namenmodifikation* („Sekundärbildung“ bei Frank 1993: 474ff.), bezieht sich auf den Ruf- oder Familiennamen (oder auf beides), der auf irgendeine Weise bearbeitet wird, sei es durch Kürzung (*Chris* < *Christian/e*), Erweiterung (oft Suffigierung: *Christianchen*) oder beides (*Chrisi*, *Schumi* < *Schumacher*). Selbstverständlich sind Mischtypen zwischen 1) und 2) möglich, etwa bei *Bienchen* < *Sabine*, *Sternchen* < *Kerstin* oder *Jünger* < *Jürgen*. Auch lassen sie sich miteinander kombinieren.
3. Schließlich gibt es inoffizielle Namen, die weder appellativisch noch onymisch basiert sind, sondern aus opaken sog. *Neuschöpfungen* bestehen. Leisi (1993: 493) spricht von etymologisch ungestützten Namen bzw. von „linguistischen Urzeugungen“ (ebd.: 492). Beispiele sind (nach Leisi 1993: 498) *Tschigo*, *Mimeli*, *Hagara*, *Schä*.

Daneben gibt es weitere Möglichkeiten, etwa die Übertragung anderer Namen auf eine Person, z. B. *Volvo* für eine Frau, *Picasso* ironisch für einen künstlerisch unbegabten Mann.

Typ 2, die Namenmodifikation, kommt mit Abstand am häufigsten vor, gefolgt von Typ 1, dem Übernamen. Typ 3 dagegen ist selten. Dem Spitznamen ist per se nicht anzusehen, ob er positiv oder negativ verwendet wird. Jegliche Namenmanipulation oder Namensschöpfung, jeglicher Übername kann entweder der Aggres-

² Als Geschlecht wird das bezeichnet, als was sich die Betroffenen definieren.

sion oder der Herstellung von Nähe bzw. Sympathie dienen. Allein die Pragmatik entscheidet. Damit leisten Spitznamen – im Gegensatz zu den üblichen Namen – gerade nicht die Identifikation einer Person (diese pflegt in solchen Kontexten ja bekannt zu sein), sondern sie etablieren eine spezifische Nähebeziehung (sei sie freundschaftlich oder sei sie übergriffig) zwischen NamenverwenderIn und NamenträgerIn. Dabei liegt die Annäherung auf Seiten der NamenverwenderIn: Diese definiert die Beziehung, gegen die sich die NamenträgerIn nicht wehren kann.

Es gibt sehr viele Hinweise darauf, dass Namen wie *Körperteile* empfunden werden und Namenveränderungen wie Manipulationen am Körper. Zu zahlreich sind die (nicht nur metaphorischen) Hinweise darauf. So rekurriert die Bezeichnung *Spitzname* (< *spitz* ‚verletzend‘) selbst auf die Wirkung, die er erzeugt. Hierein fügt sich der berühmte Vergleich von Goethe, dass der Name für den Menschen nicht nur wie ein Mantel sei, „sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen“ (aus: Dichtung und Wahrheit, 2. Teil, 10. Buch; s. Trunz 1981: 407). Der Sprachwissenschaftler Gerd Antos berichtet im Zusammenhang der Verballhornungen seines vormals slawischen Familiennamens *Antoskiewicz* durch MitschülerInnen und LehrerInnen von diesen ständigen Verletzungen, die ihm eine Hornhaut wachsen ließen (s. Antos 2004), und Kany (1999) setzt die Wirkung von Spitznamen körperlichen Reflexen gleich. Viele Transgender-Personen empfinden ihre genderhaltigen Rufnamen wie sprachliche Genitalien. Vor diesem Hintergrund ist es naheliegend, im Fall von Kosenamen – frei nach Linke (2008), die dafür argumentiert, Sprache als verbale Fellpflege zu sehen – von onymischer Fellpflege zu sprechen: Leisten Kosenamen das Lausen und Kraulen, so entsprechen Spottnamen dem Kratzen und Kneifen. In jedem Fall sind sie dicht am Körper verortet, sie erfassen buchstäblich das Gegenüber.

Weniger dicht, aber ebenfalls in Körpernähe befinden sich die *offiziellen Namen*: der Ruf- und der Familienname. Die größte soziale Distanz schafft der Familienname (was durch zusätzliche Titel steigerbar ist), der immer mit einer Siezbeziehung korreliert – soziale Nähe schafft der Rufname im Verbund mit dem Duzen. Rufnamen als von den Eltern ausgesuchte und vergebene Etiketten sind individueller und kulturhafter als ebenfalls von den Eltern, doch „automatisch“ vererbte und daher als naturhafter empfundene Familiennamen; letztere werden nicht selten als Teil des Genoms empfunden.³ Beide Namenarten werden als Teile

³ Ahnenforschung impliziert in aller Regel auch Familiennamenforschung. Dies erfahren MitarbeiterInnen von Familiennamenprojekten allzu oft in Form privater Anfragen, die schnell er-

des Körpers begriffen, wobei Rufnamen, um im Bild zu bleiben, eher phäno- als genotypisch zu funktionieren scheinen. Rufnamen bearbeitet man selbst eher (etwa indem man sich *Hajo* statt *Hans-Joachim* oder *Joschka* statt *Joseph* nennt) – im Gegensatz zu u.U. sprechenden degradierenden Familiennamen wie *Ochs*, *Bausback*, *Rindsfuß*, *Trinkaus*, die man hinnimmt wie einen unabänderlichen körperlichen Makel (solche Namen werden i.d.R. nicht einmal bei Heirat abgewählt). Der Rufname ist eher Kleidern oder Kosmetik vergleichbar, wenngleich er fester am Körper haftet als diese. Immerhin lässt er sich durch Koseformen ersetzen, der Familienname hingegen nie – es sei denn durch „Einheirat“, also Ansippung, als was die Übernahme des Partner-Familiennamens oft verstanden wird (ex negativo besonders gut sichtbar, wenn er/sie es *nicht* tut). Auch diachron speisen sich viele heutige Rufnamen aus einstigen Kosenamen, z. B. *Lutz*, *Willy*, *Henning*, *Wilma*, *Mia*, *Lilli* (mehr dazu s. Nübling 2014). Im Deutschen kodieren nur die Rufnamen Geschlecht, nicht die Familiennamen (anders z. B. im Litauischen, wo neben dem Geschlecht im Fall weiblicher Familiennamen auch noch der Familienstand markiert wird).

Spitznamen werden, ähnlich den offiziellen Namen, nicht mit der NamensträgerIn verhandelt. Ihre Vergabe geht von anderen aus (FreundInnen, Familie, PartnerIn) und etablieren eine Beziehung von A zu B, wobei A die Definitionshoheit über diese Beziehung hat. Mehr noch: Spitznamen machen diese Beziehung öffentlich, sofern die Namen im Beisein anderer verwendet werden. B kann sich nicht gegen den Spitznamen wehren, weder im Fall von Spott- noch von Kosenamen. Auch Kosenamen können jemandem in nötiger Weise auferlegt werden: So berichtete die jahrelang entführte Natascha Kampusch, dass ihr Entführer sie zu *Bibiana* umbenannt und außerdem mit der Koseform *Bibi* traktiert habe.⁴ Manchmal kommt Person B Person A zuvor, indem der Kosename schon bei der ersten Vorstellung angeboten wird; dies kann distanzlos wirken (B drängt A eine zu enge Beziehung auf), wenn man sich noch nicht (gut) kennt. Namen sind nicht Schall und Rauch, Spitznamen am allerwenigsten.

Ein Macht- oder Kontrollaspekt, der der Spitznamenvergabe inhärent ist, besteht auch darin, dass diese Namen Besitz markieren: Bei Kose- wie bei Spottnamen verringert A die soziale Distanz zu B. Für die Gruppe von A wirkt sich ein solcher Name immer integrativ aus (gleich, dass sie damit auf B referiert oder B adressiert), für Person B entweder integrativ (bei einem Kosenamen) oder segre-

weisen, wie viel die einstige wörtliche Bedeutung des Familiennamens mit der Identität seiner TrägerIn zu tun hat.

⁴ Siehe www.tagesspiegel.de/weltspiegel/ vom 9. 6. 2010, wo über ihre Autobiographie „3096 Tage“ berichtet wird.

gativ (bei einem Spottnamen). Nicht-Gruppenmitgliedern ist die Verwendung von Spitznamen untersagt. Nicht selten ist den NamenträgerInnen ihr Spitznamen nicht einmal bekannt, andere verhandeln sozusagen über sie hinweg. Durch Spitznamen stärken Gruppen intern ihre Gruppenidentität und grenzen sie sich nach außen ab.⁵

2 Einige Forschungsergebnisse zu Kosenamen und Geschlecht

Wir beschränken uns im Folgenden auf Kosenamen (zupal es zu Spottnamen noch weniger Forschung gibt) und fragen speziell nach geschlechtsspezifischen Unterschieden in Häufigkeit, Bildung und Gebrauch. Kosenamen kommen in allen Nähebeziehungen vor: in Paaren, Familien, Schulen, Betrieben, Vereinen, im Beruf etc. Es gibt keine Untersuchung mit repräsentativer Datenbasis, die sich über einen größeren Teil Deutschlands erstreckt. Immer haben wir es mit punktuellen, meist an Schulen oder Universitäten durchgeführten Studien aus den 1960er bis 1980er Jahren zu tun (s. Naumann 1976; 1996; Frank 1993; Kiener/Nitschke 1993; Leisi 1993; Kany 1992; 1999; Kürschner 2014 nutzt Internetdaten).

Um mit der aktuellsten Untersuchung zu beginnen, so geht Kürschner (2014) dem von Nübling et al. (2012) artikulierten Eindruck nach, dass im Fall „öffentlicher“ Kosenamen, also solchen von PolitikerInnen, SportlerInnen etc., bei Männern der Kosenamen eher auf Basis ihres (distanzierteren) Familiennamens gebildet wird (s. *Poldi* < *Podolski*, *Schweini* < *Schweinsteiger*, *Gorbi* < *Gorbatschow*), während man bei Frauen eher auf den (intimeren) Rufnamen zugreift (*Franzi* < *Franziska van Almsick*, *Kati* < *Katarina Witt*, *Steffi* < *Stefanie Graf*), so wie der öffentliche Blick und Zugriff eher auf den weiblichen als auf den männlichen Körper abzielt. Kürschner (2014) hat 635 Personensteckbriefe von regionalen Sportmannschaften im Internet untersucht, die dort regelmäßig ihre Spitz- bzw. Kosenamen angeben (was bedeutet, dass es sich um einen fremd-, aber durchaus auch selbst vergebenen Kosenamen handeln kann).⁶ Diese 635 Steckbriefe verteilen sich fast hälftig auf 317 Frauen und 318 Männer. Tab.1 enthält die Ergebnisse.

⁵ Noch nicht untersucht ist die Funktion der Buchstabierakronyme bei Spitznamen: Dominique Strauss-Kahn wurde von ParteifreundInnen *DSK*, Karl-Theodor zu Guttenberg *KT* genannt. Auch sie enthalten ein stark exkludierendes Element und erheben die NamenverwenderInnen in den Kreis der Vertrauten (wo sie evtl. am Status des Benannten teilhaben wollen oder dürfen).

⁶ Die SportlerInnen verwenden hierfür die Rubrik „Spitzname“. Man darf davon ausgehen, dass

Tab. 1: Basis von SportlerInnenkosenamen von Regionalligen (nach Kürschner 2014).

Kosename basiert auf:	Frauenkosenamen (317)	Männerkosenamen (318)
... dem Rufnamen oder anderem	284	177
... dem Familiennamen	33	141

Es erweist sich, dass die Familiennamen bei Männern klar überwiegen: *Kosenamen auf Basis von Familiennamen* tragen nur 19 % der Frauen, aber 81 % der Männer. Von *allen* Frauenkosenamen entfallen 10,5 % (33) auf den Familiennamen als Basis, während es von allen Männerkosenamen 44,3 % (141) tun. Auch verschiedene (ältere) Untersuchungen von Schülerkosenamen weisen in diese Richtung. Explizit nimmt dies Kany (1999) in den Blick, der die inoffiziellen Namen von Zweit- und Viertklässlern untersucht hat. Dabei stellt auch er fest, dass die Spitznamen von Jungen öfter an den Familiennamen andocken. Während die Rufnamenmodifikationen „meist positiv oder unverfänglich sind, ähneln die FN [Familiennamen]-Abwandlungen auch in ihrer negativen Funktion weitgehend den SN [Spitznamen aus Übernamen]“ (Kany 1999: 44). Mit zunehmendem Alter mehren sich sowohl die Übernamen als auch die Spitznamen aus Familiennamen. Was die Spitznamengruppe ausschließlich auf Basis der Familiennamen betrifft, so haben hieran 74 % der Jungen und nur 26 % der Mädchen Anteil. Als Gründe für die Nutzung nennen die Kinder, dass man damit Distanz wahren könne (s. Kany 1999: 51). Wenn man Namen und erst recht Spitznamen als die körperhaftesten Sprachzeichen ansieht (wofür die metaphorischen Empfindungen der Betroffenen sprechen) und bedenkt, dass damit auch Männer Männer bezeichnen, könnte der Grund für die Meidung des intimeren und persönlicheren Rufnamens als Spitznamenbasis der sein, dass man Männer nicht „anfassen“ möchte.⁷ Zwar wird Verehrung oder Sympathie artikuliert, doch meidet man den Körperkontakt. Anders bei Frauen, deren Körper in unserem Kulturkreis kaum geschützt sind.

Eine interessante Studie zum Englischen liegt mit Wierzbicka 1992 vor, die Hypokoristika bei englischen Rufnamen untersucht und dabei, je nach Bildungsart, auf verschiedene Genderauf- und -abstufungen stößt.

diese unseren Kosenamen entsprechen, da man Spottnamen (sofern man sie überhaupt kennt) nicht veröffentlichen würde.

⁷ Früher wurden Männer beim Militär und in der Schule ebenfalls nur mit dem Familiennamen adressiert, was die kulturhistorische Basis für diese heutigen Asymmetrien bilden dürfte – wobei dieses historische Faktum ebenfalls auf dem Körperverbot basiert, also dieselbe Vermeidungsstrategie darstellt.

1. Grundsätzlich eignen sich, stark verknappt, manche Vollnamen eher dazu, von zwei (oder mehr) Silben auf eine reduziert und nur im markierten Fall mit *-y/-ie* suffigiert zu werden. Vor allem gilt dies für Männernamen: *Robert* > *Bob*, *William* > *Bill* – *Pamela* > *Pam*, *Susan* > *Sue*. Bei Männern erhöht diese Technik den Grad an Männlichkeit, während er bei Frauen den Eindruck von Weiblichkeit verringert und gleichzeitig nur auf erwachsene Frauen anwendbar, d. h. für Mädchen ungeeignet ist. Extrem markiert sind diminutivsuffigierete Formen wie *Bobby*, *Billy* – *Pammie*, *Susie*, die jedoch infantil wirken und eher für kleine Kinder gebraucht werden.
2. Andere Vollnamen, und zwar eher weibliche, werden zwar auch gekürzt, aber gleichzeitig suffigiert (*Terrence* > *Terry*, *Deborah* > *Debbie*), was bei den Männern entmännlichend und bei den Frauen verweiblichend und verkindlichend wirkt. Gerade aus solchen Männerkosenamen entstehen später unisex-Namen, d. h. sie büßen ihr Geschlecht ein im Gegensatz zu entsprechenden Frauenkosenamen. Damit verhalten sich die Effekte genau spiegelbildlich: Der Wirkung der bloßen Kürzung von Männernamen auf eine Silbe entspricht bei den Frauen die (diminuirende) Suffigierung. Die Geschlechter meiden das Verfahren des jeweils anderen Geschlechts. Bei der graphematischen Verteilung von *-<y>* und *-<ie>* erweist sich, dass *<y>* sich eher für Männer und *-<ie>* für Frauenkosenamen schickt, wobei sich *-<ie>* stärker für Männer verbietet als *-<y>* für Frauen. Männerkosenamen grenzen sich deutlicher von den weiblichen Pendanten ab als umgekehrt. Entsprechende Studien für das Deutsche fehlen (zu einem m. E. wenig überzeugenden Versuch der Übertragung s. Geck 2010).

Grundsätzlich scheinen Mädchen häufiger als Jungen Kosenamen zu bekommen (s. Debus 1988), außerdem tendieren jüngere Kinder eher zur Kosenamenvergabe an ihresgleichen als ältere, vermutlich weil Kosenamen die soziale Position zuweisen. Diese ist bei Kindern mit ihrem noch unfesten Sozialstatus von höherer Relevanz als bei Erwachsenen. Nicht selten verbitten sich Erwachsene Kosenamen, da sie sie als infantil oder zu distanzlos empfinden. Andererseits kann der in der Kindheit verpasste Kosenamenstatus erlangen und dem Menschen, zumindest in vertrauten Kreisen, ein Leben lang anhaften.

Die Kosenamenvergabe an beide Geschlechter scheint jung zu sein, wie Wyss (2000) anhand von Liebesbriefen nahelegt. Ähnlich wie Leisi (1993) stellt sie fest, dass es bei Kosenamen zu vielen Umbenennungen, gerade bei LiebespartnerInnen, kommt (sog. iterative Kosenamen). Sie stellt weiter fest, dass es früher markante Geschlechterunterschiede bei der Verwendung von Kosenamen in Liebesbriefen gab: Bekamen vor den 1970er Jahren v.a. Frauen und Kinder Kosenamen,

holen die Männer erst später auf. Gerade die historische Kosenamenforschung steckt noch in den Kinderschuhen.

Was die Kosenamenbildungen betrifft, so hat Frank (1993) im Ruhrgebiet 1300 Eltern schriftlich nach den Kosenamen ihrer Kinder (SchülerInnen) befragt. Er erhielt 23 % Namen von Typ 1 (Übernamen) und 77 % von Typ 2 (Ruf-/Familiennamenabwandlungen). Gemäß Kany (1999) soll sich im Laufe der Jahre der Anteil an Übernamen vergrößern, da die Kinder erst dann in der Lage seien, charakteristische Eigenschaften an ihren MitschülerInnen zu erkennen und zu benennen.

Leisi (1993) hat sich mit der Namengebung in Paaren befasst (Intimnamen). Hier kommt es sehr häufig zur Neubenennung, da der Intimname den Menschen

zu einem Teil aus den gesellschaftlichen Strukturen heraus[...]löst, zu denen er vorher gehört hat. Das heißt, der Name schafft Zugehörigkeit und nötigt zur Loyalität gegenüber der Gruppe, die ihn zuerst gegeben hat. [...] Er [der Namenwechsel] bedeutet einerseits das Herauslösen aus der alten Struktur, andererseits ist mit der Neubenennung auch das Motiv der Aneignung verknüpft. (Leisi 1993: 494)

Der Name ist soziale Bindung per se. Der neue Name benennt die neue Bindung nicht einfach nur, er realisiert sie. Gleichzeitig erlangt man mit dem Namen Macht oder Besitz über den anderen Menschen (was viele soziale Praktiken belegen): Mit einem neuen Namen kreiert man auch einen neuen Menschen. Auch dass es im Laufe der Zeit zu verschiedenen Kosenamen kommt, erklärt Leisi mit der Sukzession neuer Beziehungsphasen oder -qualitäten. Mehrere Kosenamen gleichzeitig zu vergeben, bedeutet auch, der Individualität (die nie auf ein Wort oder einen Namen reduzierbar ist) gerecht zu werden. Die Individualwahrnehmung ist in Paarbeziehungen so ausgeprägt und wichtig, dass eine Geschlechtswahrnehmung sie stören bzw. übertünchen könnte. Leisi (1993: 498) spricht von einer „Kränkung“, die mit einer Reduktion auf nur ein Wort einherginge. Dies führe entweder zu vielen Namen – oder auch zum Schweigen, das etwa dann gegeben ist, wenn wir uns, meist in öffentlichen Situationen, mit bloßem *er* oder *sie* anderen gegenüber ad hoc auf unsere PartnerIn beziehen. Kein Name könnte *sie/ihn* inkl. unserer Beziehung vollumfänglich erfassen – also meidet man ihn.

3 Genderindex für Ruf- und Kosenamen

3.1 Entwicklung eines Verfahrens zur Genderindexermittlung

Was man intuitiv spürt, lässt sich linguistisch erhärten: Frauennamen wie *Juliane* klingen „weiblicher“ als *Elke* oder *Ruth* und Männernamen wie *Ernst* oder *Horst*

männlicher als *Fabian* oder *Luca*. Um diese Eindrücke zu objektivieren, haben wir, da es keine entsprechenden Statistiken gibt (nur solche zu Neugeborenen-jahrgängen), Knud Bielefeld (den Betreiber der Website „beliebte-vornamen.de“) gebeten, sowohl die 100 häufigsten Frauen- als auch Männerrufnamen der derzeit lebenden deutschen Bevölkerung zu ermitteln (zu Details und den Top 20 s. Nübling 2014).⁸ Anschließend haben wir diese Namen transkribiert und – mit dem Wissen von Oelkers (2003) um die wichtigsten, statistisch relevanten Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen Rufnamen – ausgewertet, d. h. nach 1. ihrer Silbenzahl, 2. der Position ihres Hauptakzents, 3. dem Vokal-/Konsonantenanteil und 4. ihrem Auslaut. Das Resultat befindet sich in Tab. 2.

Tab. 2: Wichtigste Unterschiede der 200 häufigsten Frauen- vs. Männerrufnamen in Deutschland.

	Frauenamen Top 100	Männernamen Top 100
1. Silbenzahl	Ø 2,54	Ø 1,92
2. Hauptakzent	erste Silbe: 67 % andere Silbe: 33 %	erste Silbe: 90 % andere Silbe: 10 %
3. Konsonanten/ -Vokalanteil	K<V: 22 % K=V: 40,5 % K>V: 37,5 %	K<V: 10 % K=V: 33 % K>V: 57 %
4. Auslaut	auf Vokal: 78,5 % auf Konsonant: 21,5 %	auf Vokal: 19 % auf Konsonant: 81 %

Frauenamen sind im Schnitt 2,54 Silben lang, Männernamen nur 1,92. Der Akzent liegt bei ersteren zu 67 %, bei zweiteren zu 90 % auf der ersten Silbe. Weiter enthalten Frauenamen erheblich mehr Vokale. Am deutlichsten manifestieren sich die Unterschiede im Auslaut: Fast 80 % der Frauenamen enden vokalisch, aber nur knapp 20 % der Männernamen (und vice versa für die Konsonanten).

Erstaunlicherweise decken sich die Zahlen fast exakt mit denen, die Oelkers (2003) für die Namen von Neugeborenen aus den 1990er Jahren ermittelt hat (s. Tab. 2 in Nübling 2014), d. h., diese Gender-Strukturen scheinen persistent zu sein. Auf Grundlage dieser faktischen, je nach Kriterium unterschiedlich stark

⁸ Wofür ihm hiermit herzlich gedankt sei, zumal eine solche Berechnung weniger trivial ist als sie vordergründig erscheinen könnte. – An der Transkription und Analyse maßgeblich beteiligt waren Miriam Schmidt-Jüngst und Jessica Nowak, beide Johannes Gutenberg Universität Mainz, denen ebenfalls gedankt sei.

ausgeprägten Unterschiede haben wir eine Genderindexberechnung erstellt, inspiriert von US-amerikanischen Versuchen von Barry/Harper (1993, 1995, 1998), die allerdings bei den phonologischen Gender-Merkmalen mehr intuitiv als statistisch vorgegangen sind und diese Unterschiede sehr pauschal mit Punkten versehen haben. Wir haben dagegen der Tatsache Rechnung getragen, dass es z. B. männliche Alleinstellungsmerkmale gibt wie Einsilbigkeit, die dementsprechend auch stärker bewertet werden muss (mit -3 , s. Tab. 3b).⁹ Übernommen haben wir die Konvention, dass Pluswerte Weiblichkeit und Minuswerte Männlichkeit kodieren. Dabei ergeben sich für das Deutsche drei Teilrechnungen, deren summierte Werte zu maximal $+8$ bzw. -8 führen. Summen um Null herum indizieren relativ genderneutrale Namen. Zunächst zu den drei Teilrechnungen in Tab. 3.

Tab. 3: Die drei Teilrechnungen zur Genderindexermittlung.

a) Auslaut		
+3	-[a], -[ə]	<i>Anna, Sabine</i>
+2	-[i(:)]	<i>Marie, Leonie</i>
0	-[æ] / -[ɔɐ]	<i>Dagmar, Lothar</i>
-1	Sonorant (N/L außer r)	<i>Jasmin, Sven</i>
-2	Plosiv, -[e:], -[ɪ]	<i>Robert, André, Kai</i>
-3	Frikativ, -[ɸ], -[ɔ]	<i>Rolf, Peter, Nico</i>
b) Silbenzahl und Akzentposition		
+3	4 (o. mehr) Silben, Akz. vorne	<i>Rósemarie</i>
+2	3–4 Silben, Akzent nicht vorne	<i>Katharina, Andréas</i>
+1	3 Silben, Akzent vorne 2 Silben, Akzent hinten	<i>Léonie Marie, Nicóle</i>
0	2 Silben, Akzent vorn	<i>Ánna, Péter</i>
-3	1 Silbe	<i>Rolf, Jan</i>
c) Vokal-/Konsonantenanteil		
+2	K<V	<i>Anna, Uwe</i>
+1	K=V	<i>Sophie, Tobias</i>
-2	K>V	<i>Christina, Alexander</i>

⁹ Dass es hier dennoch Verbesserungs- bzw. Verfeinerungsbedarf gibt, steht außer Frage. Derzeit überarbeiten wir in Zusammenarbeit mit einer Statistikerin den Berechnungsmodus. Dennoch stellen wir hier unter diesem Vorbehalt den derzeitigen Stand der Dinge dar (Oktober 2014). Wenn, dann ergeben sich aller Voraussicht nach nur kleine Modifikationen.

Wenn man jeden Namen auf diese Weise zunächst transkribiert und dann analysiert, kann man ihm einen Genderindex zuweisen. Selbstverständlich gibt es dabei Frauennamen, die Minuswerte erlangen (*Birgit* -1, *Kerstin* -3, *Doris* -5), und Männernamen mit Pluswerten (*Uwe* +5, *Daniel* +2, *Simon* +1). *Leon* erreicht die Nullmarke. In der Regel rangieren jedoch die Frauennamen im Plus- und die Männernamen im Minusbereich – mehr oder weniger, und daraus resultiert der unterschiedliche Gendergehalt. Alles in allem ergibt sich für die 100 häufigsten Frauennamen ein durchschnittlicher Genderindex von +2,9 und für die 100 häufigsten Männernamen einer von -3,7.¹⁰ Dies führt zu einer Differenz von 6,6 Punkten.

Nun stellt sich die Frage, wie sich Kosenamen, die sich aus Rufnamen ableiten (Sekundärbildungen), bezüglich ihres Genderindex verhalten: Steigern Namen im Zuge ihrer Hypokorisierung – und dies setzt ja immer Nähe, d. h. Kenntnis des/der Anderen voraus – eher ihr „Geschlecht“ (wie es die Werbung mit den dramatisierten Geschlechterrollen bei Paaren suggeriert), belassen sie den Genderindex oder senken sie ihn sogar?

3.2 Das Naumann-Korpus (Schülerkosenamen)

Da sich, wie in der Einleitung betont, der Intimbereich gegen seine Erforschung sperrt und die Onomastik sich bislang kaum um das Präfix *Sozio-* gekümmert hat, liegt kein geeignetes Korpus vor. Ideal wäre ein paarsprachliches Kosenamenkorpus von 1000 Kose- und deren Rufnamen, aus denen sie abgeleitet sind. Diese Namen seien möglichst hälftig nach Geschlecht, außerdem kontinuierlich über bestimmte Jahrzehnte der Paardauer und regional über Deutschland verteilt, gerne mit Zusatzkorpora aus Österreich und der Schweiz. An weiteren Wünschen mangelt es nicht: Um diachronen Wandel zu dokumentieren, wäre diese Grundlage jahrzehnteweise über mehrere Jahrhunderte hinweg willkommen. Von alledem sind wir weit entfernt. So fiel die Entscheidung auf das einzig halbwegs verwertbare Korpus, das – im Gegensatz zu mancher Studie, die zwar angeblich auf einem Korpus basiert, es jedoch nicht ausweist – auch vollumfänglich genannt wird. Es handelt sich um die Studie von Naumann (1976). Sie basiert auf der Befragung von 2.200 SchülerInnen in 17 Orten im Süden der DDR in den Jahren 1968 und 1970¹¹. Damit dürften Kosenamen vorliegen, die durchaus enge

¹⁰ Diese Tatsache impliziert eine gewisse Unschärfe, derer wir uns bewusst sind und an deren Beseitigung wir arbeiten.

¹¹ Genaugenommen sind es 28 5. Klassen, 34 8. Klassen, 20 10. Klassen.

soziale Beziehungen etablieren. Es sind kindliche Kosenamen (jenseits paarsprachlicher Kontexte), die regional und zeitlich gebunden sind.

Wir haben alle Kosenamen von Typ 1 (die Sprechenden) ausgeschlossen und nur diejenigen auf Rufnamenbasis berücksichtigt. Da die SchülerInnen untereinander ohnehin nur wenige Spottnamen und dann meist charakterisierende (Typ 1) verwendet haben, gehen wir davon aus, dass unser Korpus weitestgehend (positiv konnotierte) Kosenamen enthält. Insgesamt enthält das Naumann-Korpus 626 Kosenamen (und deren Rufnamen), wovon 333 auf Mädchen und 293 auf Jungen entfallen.

Ein weiteres Manko sei auch vorweggenommen: Das Korpus enthält (leider) nur Types, keine Tokens. Wenn also *Susanne* zu *Susi* und *Siegfried* zu *Sigi* wird, gehen beide Types mit je 1 in die Rechnung ein, auch wenn es evt. 20 *Susis*, aber nur zwei *Sigis* gibt. Diese zweifellos relevanten Unterschiede gehen nicht in die Rechnung ein. Naumann versieht manche Bildungsweisen mit Angaben wie „mehrfach“, „oft“, „häufig“, doch lassen sich diese nicht in exakte Zahlen ummünzen (ebd.: 14).¹² Da ein besseres Korpus nicht verfügbar ist und die Alternative nur darin bestünde, gar nichts zu unternehmen, begnügen wir uns mit dieser defizitären Basis und betrachten die folgenden Ergebnisse unter diesem Vorbehalt.

3.3 Genderindex der Ruf- und Kosenamen im Naumann-Korpus

Zunächst haben wir sämtliche Ruf- und deren Kosenamen transkribiert und anschließend den Genderindex ermittelt. Bei den Rufnamen ergab sich fast der gleiche Gesamtdurchschnitts-Index wie bei den 200 häufigsten Rufnamen derzeit: Bei den Mädchen +2,9 und bei den Jungen -3,3. Dies ergibt eine Genderdifferenz von 6,2 Punkten (s. Abb. 1). Anschließend wurde der Genderindex der daraus abgeleiteten Kosenamen ermittelt: Hier kamen die Mädchen auf +1, die Jungen auf -1, was eine onymische Genderdifferenz von nur 2 Punkten ergibt. Bei den Kosenamen findet also eine gravierende Gendernivellierung statt. Der phonologisch-strukturelle Genderabstand zwischen den Ruf- und Spitznamen der beiden Geschlechter verringert sich auf weniger als ein Drittel.

¹² So schreibt Naumann (1996: 1758) mit Bezug auf dieses Korpus: „Andererseits werden *Sig/Sigi* als Kosenamen gleichermaßen für *Siegmar* [etc.] und für *Siegburg* [etc.] verwendet, wobei *Sig* etwas häufiger bei männlichen, *Sigi* etwas häufiger bei weiblichen Namenträgern auftritt“.

Es lohnt sich, genauer zu untersuchen, worauf dieser Nivellierungseffekt zurückgeht. Ohne das gesamte Material ausbreiten zu können, soll nachvollziehbar gemacht werden, welche Techniken zu welchen Gendereffekten führen.

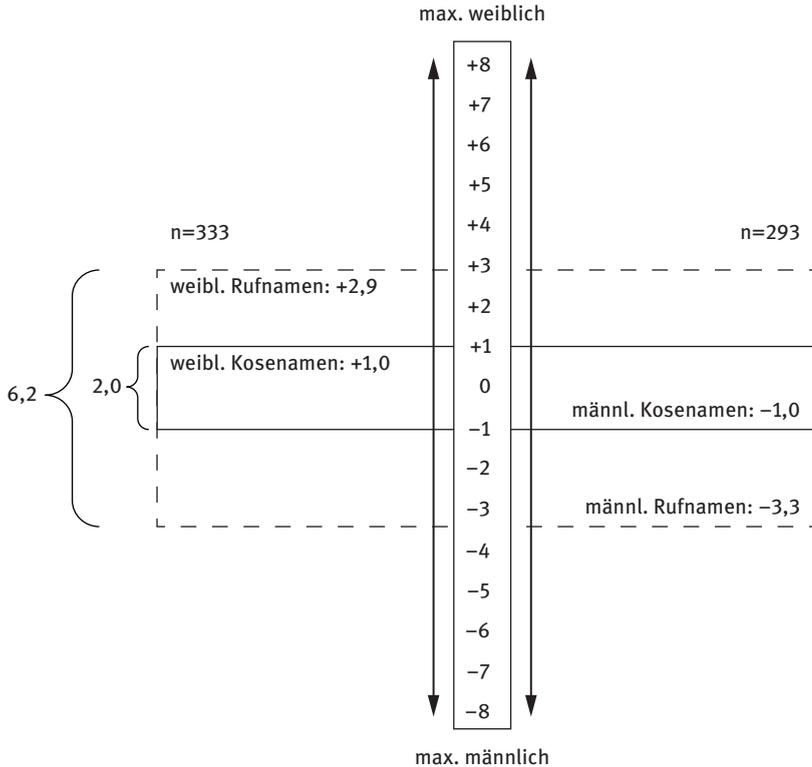


Abb. 1: Genderindexe von Mädchen- vs. Jungenruf- und davon abgeleiteten Kosenamen.

Nach Naumann (1976) lassen sich zwei Hauptverfahren zur *Kosenamengewinnung* unterscheiden: 1. durch bloße *Rufnamen Kürzung* und 2. durch *Kürzung + Suffigierung* (bzw. Erweiterung durch ein Element):

1. Kurzform durch Weglassen eines Bestandteils: *Gerlinde* > *Linde*, *Renate* > *Nate*, *Wolfgang* > *Wolf*, *Norbert* > *Norb*, *Birgit* > *Birgi* etc., auch Kontraktionen: *Angela* > *Anga*, *Matthias* > *Mats*.
2. Die Kurzform wird erweitert, am häufigsten durch *-i*: *Sigrun* > *Sigi*, *Rudolf* > *Rudi*; auch: *Birgit* > *Birge*, *Gotthard* > *Gotte*, *Dagmar* > *Daggel*, *Dietmar* > *Dietel*, *Günter* > *Güntex*, *Steffen* > *Steffkus*, *Steffi* > *Steffka*.

Natürlich gibt es mehr Verfahren, z. B. Suffigierung ohne Kürzung: *Peter* > *Peterchen*, *Jörg* > *Jörglein*. Solche Techniken kommen seltener vor, wurden aber ebenso berücksichtigt.

Tab. 4 enthält einige Korpusbelege aus der 1. Gruppe mit *Rufnamen Kürzung*, ergänzt durch den jeweiligen Genderindex. Die pure Kürzung führt häufig zu einsilbigen, konsonantisch auslautenden Formen (*Chris*, *Sig*), die sehr „männliche“ Werte erlangen. Im Fall von *Micha* < *Michael(a)* und *Moni* < *Monika* können auch zweisilbige, vokalisches auslautende Kurzformen entstehen, die dadurch höhere Pluswerte erreichen. Auch wird durch die Ein- oder Zweisilbigkeit immer Erstsilbenakzent hergestellt – die „weiblichen“ Nichtinitialbetonungen werden alleamt eingeebnet. Die Durchschnittsindexe sind in der letzten Zeile aufgeführt. Sie beziehen sich nur auf diese ausgesuchten Beispiele und erheben keinen Anspruch auf Repräsentativität. In jedem Fall stellt sich in der Masse ein stark vermännlichender Effekt ein. Besondere Bedeutung erfährt die Tatsache, dass nicht selten sogar identische Kurzformen bei beiden Geschlechtern entstehen, die hier grau hinterlegt wurden (es handelt sich immer um Originalbeispiele aus dem Korpus).

Tab. 4: Einige Ruf- und Kosenamen und ihr „vermännlichender“ Effekt durch reine Kürzung.

Mädchen (Beispiele)				Jungen (Beispiele)			
Vollform	G-Index	Kurzform	G-Index	Vollform	G-Index	Kurzform	G-Index
Michaela	+7	Micha	+4	Michael	+1	Micha	+4
Christina	+3	Chris	-8	Christoph	-5	Chris	-8
Gisela	+5	Gis	-8	Siegfried	-4	Sig	-7
Monika	+5	Moni	+3	Thomas	-5	Tom	-6
Ramona	+6	Ramon	-3	Matthias	0	Mats	-8
Andrea	+6	Drea	+4	Andreas	-3	Dreas	-5
	Ø +5,3		Ø -1,3		Ø -2,7		Ø -5,0

Tab. 5 enthält einige Korpusbelege zu Typ 2, *Kürzung + Suffigierung*, ebenfalls ergänzt durch den jeweiligen Genderindex. Meist wird *-i* angefügt, doch kommen auch erstaunlich viele andere Elemente vor. Diese Techniken haben immer einen namenverlängernden Effekt, was, besonders bei den Jungennamen, „weiblichere“ (Plus-) Werte erzielt, v.a. dann, wenn der Auslaut vokalisches ist (was nicht zwingend sein muss, s. *Günter* > *Güntex*, *Steffen* > *Steffkus*). Wieder kann es bei beiden Geschlechtern zu identischen Namen kommen (*Chrisi*, *Andi*), d. h. die Erweiterungsverfahren sind nicht sexusexklusiv (wenngleich die *i*-Suffigierung insgesamt mehr Mädchennamen betrifft).

Tab. 5: Einige Ruf- und Kosenamen und ihr „verweiblichender“ Effekt durch Suffigierung bei den Jungennamen.

Mädchen (Beispiele)				Jungen (Beispiele)			
Vollform	G-Index	Kurzform	G-Index	Vollform	G-Index	Kurzform	G-Index
Michaela	+7	Michi	+3	Michael	+1	Michi	+3
Christina	+3	Chrisi	0	Christoph	-5	Chrisi	0
Gisela	+5	Gischi	+3	Siegfried	-4	Sigi	+3
Elvira	+6	Eli	+4	Thomas	-5	Thomi	+3
Ramona	+6	Moni	+3	Matthias	0	Mate	+4
Andrea	+6	Andi	+3	Andreas	-3	Andi	+3
	Ø +5,5		Ø +2,7		Ø -2,7		Ø +2,7

Fasst man alle 626 Kosenamen des Naumann-Korpus zusammen, so „steigen“ die Jungenrufnamen mit einem Ausgangsindex von durchschnittlich -3,3 zu Kosenamen mit einem durchschnittlichen Index von -1 „auf“, während die Mädchenrufnamen mit einem Ausgangsindex von durchschnittlich +2,9 bei den entsprechenden Kosenamen auf +1 abfallen (s. Abb. 1). Was bei den Rufnamen peinlich genau kontrolliert wird – die Geschlechtertrennung –, kann im Alltag bzw. im Privatbereich offensichtlich vernachlässigt werden. Dies erfordert eine Erklärung, der wir im letzten Absatz nachgehen.

4 Beziehung überschreibt Geschlecht

Auch wenn wir lieber Intimnamen in Paarbeziehungen untersucht hätten, so sind uns die Schülerkosenamen durchaus dienlich. Schließlich wird auch in vielen Paarbeziehungen der Rufname des Partners/der Partnerin modifiziert. Auch bzgl. der Techniken entsprechen sich – nach allem was wir wissen – Schüler- und Paarkosenamen. Bestätigt wird dies durch qualitative Untersuchungen mit kleineren Namensamples, z. B. mit Wyss (2000) zur Schweiz, wo traditionelle Kosenamenbildungen wie *Cornelia* > *Conny* oder *Ulrich* > *Ueli* vorkommen.

Eine internetbasierte Untersuchung hat erwiesen, dass die häufigsten Paarkosenamen (Intimnamen) den Übernamen, also Typ 1 zuzuordnen sind. Die Namenagentur „NAMBOS naming & research“ hat 2009 eine bundesweite Umfrage von 1002 Personen durchgeführt und dabei festgestellt, dass die Rufna-

menmodifikationen nur 1,5 % der Verfahren ausmachen (s. Position 8 in Tab. 6).¹³ Dies kann auch der Fragetechnik geschuldet sein sowie der Tatsache, dass man mit der Namensnennung die Anonymität der PartnerIn preisgeben könnte.

Tab. 6: Die häufigsten Kosenamen (nambos).

Pos.	Kosename (Prozent)
1	Schatz (37 %) } Schatzi (9,6 %) } 46,6%
2	Hase (3,9%)
3	Liebling (3,5%)
4	Schnuckel/Schnucki (3,1%)
5	Mausi (2,8%)
6	Bär/Bärchen/Bärli (2,2%)
7	Papa/Papi/Papilein (2,0%)
8	Reduktion und/oder Modifikation des Rufnamens (1,5%)
9	Kleiner/Kleine/Kleines (1,7%)

Allein 47 %, also fast die Hälfte, entfallen auf *Schatz* und *Schatzi*, gefolgt von *Hase*, *Liebling* und *Schnuckel/Schnucki* – allesamt (erstaunlich unkreative) Kosenamen, die reziprok verwendet werden können: Auch Übernamen verwischen großzügig die Geschlechtergrenze. Sie spiegeln genau das wider, was wir für die materielle Seite des Wortkörpers der Kosenamen < Rufnamen festgestellt haben. Andere (ebenfalls internetbasierte, nichtuniversitäre) Studien kommen zu ähnlichen Ergebnissen. Dennoch ist es an der Zeit, diesen Lebensbereich mit seiner Namengebung wissenschaftlich zu durchleuchten. Bisherige Studien krankten an zu kleinen und einseitigen Erhebungen; oft sind die ProbandInnen Studierende aus dem betreffenden Seminar.

Jede soziale Differenzierung reduziert die Wahrnehmungskomplexität: Bei der Wahrnehmung von Ethnizität, Geschlecht, Hautfarbe, Klasse, Religion etc. werden hierdurch Distinktionen geschaffen, die bestimmte Gruppen in den Fokus rücken und andere aussortieren. Auch sind soziale Differenzierungen in aller Regel mit Bewertungen verbunden. Die Zweierbeziehung ist die persönlichste Beziehung, in der sich Individualität maximal entfalten kann. Sie ist „ein Spiegel der von uns beanspruchten Einmaligkeit“ (Hirschauer 2013: 54). Übli-

¹³ Zu dieser Studie siehe www.beliebte-vornamen.de/289-kosenamen-top-10.htm [10. 10. 2014].

cherweise zählt man dazu Paare. Es gibt jedoch auch andere Zweierbeziehungen wie Geschwister, FreundInnen, Eltern/Kind-Beziehungen, d. h. jedwede Kombination kann dazu werden. Zur Paarbildung gehört in unserer Kultur noch mehrheitlich, dass es sich um eine gegengeschlechtliche Zweierbeziehung handelt, womit die Paarbildung ihrerseits als das größte „Produktionszentrum der Zweigeschlechtlichkeit gesehen werden kann“ (Hirschauer 2013: 41).

Hirschauer zeigt, dass „[g]enau jene Beziehungen, die sich aufgrund der Geschlechterunterscheidung bilden, [...] eigene (sich von formalen Organisationen unterscheidende) Formen der Absehung von Geschlecht [brauchen], um maximal persönliche Beziehungen sein zu können“ (Hirschauer 2013: 41). Erst schafft man die Ungleichheit, erhebt sie gar zur Bedingung der Verpaarung, um sie zum Zweck der Aufrechterhaltung bzw. Vertiefung der Beziehung wieder aufzulösen.¹⁴ Dies korreliert mit der (sich entspannenden) äußeren Aufmachung und dem Verhalten der beiden PartnerInnen im Laufe einer Beziehung. Das Geschlechterspiel (*doing gender*) ist teuer, anstrengend und im Alltag hinderlich. Es dient nur der groben Orientierung bei der Anbahnung der Paarbildung: „Geschlecht ist ein durch seine Visibilität nahe liegendes Schema der Komplexitätsreduktion bei der Begegnung von *Unbekannten* und es ist eine starke expressive Ressource bei der *Paarbildung*“ (Hirschauer 2013: 44). Danach ist Geschlecht nicht nur unnötig, es steht der Beziehung im Weg, da es den Blick auf das Individuum verstellt. So wie Hautfarbe, Ethnizität oder Konfession zurücktreten, sobald man das Individuum wahrnimmt (daran erkennbar, dass solche Personen zur „Ausnahmetürkin“, zum „Ausnahmeschwarzen“ etc. mutieren, die ganz anders seien als „ihre“ Gruppe), stört die Reduktion auf das Geschlecht: Es behindert „die höhere Komplexität und Selektivität der Personenwahrnehmung“ (Hirschauer 2013: 44).

[D]ie Geschlechterdifferenz [steht] in Konkurrenz mit dem Vertrautheitswissen in veralltäglichten, ihre Beziehungsgeschichte entfaltenden Paaren. Die Mitglieder eines Paares wissen zu viel übereinander, als dass sie sich stets oder vorrangig als Frau oder Mann sehen könnten. Es ist daher eine empirische Frage, in welchen Phasen und Situationen im Verlauf einer Paarbeziehung deren Teilnehmer füreinander Frauen und Männer sind – ähnlich wie sie phasenweise füreinander signifikant blond oder dunkel, älter oder jünger, schwarz oder weiß, dick oder dünn, behindert oder nicht-behindert usw. sein können. Das Männchen- und Weibchensein ist einigermaßen stabil (d. h. nur den Varianzen der Alterung ausgesetzt). Aber das Frausein und Mannsein, d. h. die sinnhafte Selektion dieser Kategorien, variiert beträchtlich: zwischen historischen Phasen, sozialen Milieus und Lebensstilen, Altersgruppen, Beziehungsphasen und sozialen Situationen.“ (Hirschauer 2013: 45)

¹⁴ Die pure Geschlechtszugehörigkeit selbst wirft allenfalls einen „rudimentären Individualisierungsgewinn“, „eine primitive Individualität“ ab insofern als „der Andere zugleich das Andere ist, also über eine exotisierbare Qualität verfügt“ (Hirschauer 2013: 42).

Aus diesen Gründen dürfen, ja vielleicht müssen auch Kosenamen auf das Gendering verzichten: Es gilt, die geliebte Person zu adressieren und nicht ihr Geschlecht.¹⁵ Interessanterweise wird am Rufnamenkörper selbst genau diejenige Position, die am verlässlichsten Geschlecht kodiert, der Auslaut, durch hypokoristische Elemente überlagert (*Christian/Christiane/Christina* > *Chrisi*) – oder einfach gekappt (*Christian/Christiane/Christina* > *Chris*). In jedem Fall wird die geschlechtssalienteste Position bearbeitet. Dass sich dabei Frauen und Männer sogar den gleichen Namen teilen können, konterkariert das von den Standesämtern bewachte Geschlechtsoffenkundigkeitsprinzip. Auch dieses wird mit der zunehmenden sozialen Irrelevanz von Geschlecht langfristig einbrechen. Immerhin gibt es schon einige lecke Stellen: Traditionell überschreibt Konfession im Fall des männlichen Zweitrufnamens *Maria* Geschlecht, derzeit tut es Ethnizität, indem für deutsche Ohren geschlechtsambige (oder „gegengeschlechtliche“) Namen von MigrantInnen hinzukommen. Im Zuge des Geschlechtsklassenwechsels durch Transgenderpersonen oder der Auflösung der Zweigeschlechtlichkeit durch das sog. dritte Geschlecht wird gegenwärtig das Namenrecht selbst affiziert, das mittlerweile viele Möglichkeiten bietet, geschlechtlicher Stigmatisierung zu entkommen (s. Schmidt-Jüngst 2014). Damit löst sich die (neben Hautfarbe) wohl persistenteste aller sozialen Kategorisierungen auf.

Nicht zuletzt spielt sich eine Paarbeziehung „an der Schnittstelle vom Ich zum Du“ (Wyss 2000: 188) ab. Wie erwähnt, dienen Kosenamen vorrangig, wenn nicht ausschließlich der Adressierung des Gegenübers, dessen Geschlecht üblicherweise evident ist. Nicht zufällig sind auch die entsprechenden Anredepronomen ungegendert: *Du*, *Sie*, *ihr*. Gleiches gilt für die Selbstbezeichnungen *ich*, *wir*. Nur bei der Referenz auf (möglicherweise abwesende, fremde) Dritte kommt deren Geschlecht mit *sie* vs. *er* ins Spiel, zumindest im Singular. Diese Referenzleistung obliegt Rufnamen, sie kongruieren mit den Pronomen der 3. Person. Kosenamen erfassen das Gegenüber und kongruieren mit dem Du.

15 Möglicherweise spielt in Paaren auch die Verähnlichung der Partner eine Rolle (s. Partnerlook), dem durch Ähnlichkeit bzw. Identität der Kosenamen Rechnung getragen wird: Gemeinsame Kosenamen ikonisieren damit auch die Paar-Gemeinsamkeit (und machen nicht nur den Weg frei für die Individualisierung). (Dank an Juliane Schröter für diesen Hinweis.)

5 Literatur

- Antos, Gerd (2004): Namenwahl. Ein biographisches Streiflicht. In: *Bulletin VALS/ASLA* 80, 21–25.
- Barry, Herbert/Aylene Harper (1993): Feminization of Unisex Names from 1960 to 1990. In: *Names* 41/1, 228–238.
- Barry, Herbert/Aylene Harper (1995): Increased choice of female phonetic attributes in first names. In: *Sex Roles* 32, 11/12, 809–819.
- Barry, Herbert/Aylene Harper (1998): Phonetic differentiation between first names of boys and girls. In: Wilhelm Nicolaisen (Hg.): *Proceedings of the XIXth ICOS. Scope, Perspectives and Methods of Onomastics*. Vol. 3. Aberdeen, 40–46.
- Debus, Friedhelm (1988): Original und Variation. Zur Kreativität bei der Benennung von Personen. In: Horst Haider Munske et al. (Hg.): *Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien*. Berlin/New York, 24–45.
- Frank, Rainer (1993): Kosenamenbildung und Kosenamengebungstendenzen im Ruhrgebiet. In: *Onoma* 19, 511–527.
- Geck, Sabine (2010): Die expressiven Ableitungsformen der deutschen Vornamen. In: Cristina Jarillot Rodal (Hg.): *Bestandsaufnahme der Germanistik in Spanien*. Frankfurt a.M., 69–81.
- Hirschauer, Stefan (2012): Geschlechtliche Differenzierung und Entdifferenzierung pränataler Elternschaft. Antrag eines Teilprojekts der (bewilligten) DFG-Forschergruppe „Un/Doing Differences. Mechanismen der Humandifferenzierung“. Universität Mainz.
- Hirschauer, Stefan (2013): Geschlechts(in)differenz in geschlechts(un)gleichen Paaren. Zur Geschlechterunterscheidung in intimen Beziehungen. In: *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 37–56.
- Kany, Werner (1992): Inoffizielle Personennamen. Bildung, Bedeutung und Funktion. Tübingen.
- Kany, Werner (1995): Namenverwendung zwischen öffentlich und privat. In: Ernst Eichler et al. (Hg.): *Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik*. Bd. 1. Berlin/New York (HSK 11/1), 509–514.
- Kany, Werner (1999): Einmal Grizzlybär, immer Grizzlybär? Persistenz und Veränderung von Schülerspitznamen. In: *Muttersprache* 1/99, 43–53.
- Kiener, Franz/Hannlore Nitschke (1971): Untersuchungen über Schülerspitznamen. In: *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie* 3/1, 48–58.
- Kürschner, Sebastian (2014): Familiennamen als Basis der Spitznamenbildung. Ein deutsch-schwedischer Vergleich. In: Friedhelm Debus/Rita Heuser/Damaris Nübling (Hg.): *Linguistik der Familiennamen*. Hildesheim (= *Germanistische Linguistik* 225–227), 441–473.
- Leisi, Ernst (1993): Aspekte der Namengebung bei Liebespaaren. In: Friedhelm Debus/Wilfried Seibicke (Hg.): *Reader zur Namenkunde II: Anthroponymie*. Hildesheim (= *Germanistische Linguistik* 115–118), 491–499.
- Linke, Angelika (2008): Verbale Fellpflege. In: *Unimagazin* 1/17, 88–89.
- Naumann, Horst (1976): Vorname – Rufname – Übername. In: *Namenkundliche Informationen* 29, 1–25.
- Naumann, Horst (1996): Kosenamen. In: Ernst Eichler et al. (Hg.): *Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik*. Bd. 2. Berlin/New York (HSK 11/2), 1757–1761.
- Nübling, Damaris/Fabian Fahlbusch/Rita Heuser (2012): *Namen. Eine Einführung in die Onomastik*. Tübingen.

- Nübling, Damaris (2014): Emotionalität in Namen. Spitznamen, Kosenamen, Spottnamen – und ihr gendernivellierender Effekt. In: Lenka Vaňková et al. (Hg.): *Emotionalität im Text*. Tübingen, 103–122.
- Oelkers, Susanne (2003): *Naming Gender. Empirische Untersuchungen zur phonologischen Struktur von Vornamen im Deutschen*. Frankfurt.
- Schmidt-Jüngst, Miriam (2014): Von der Öffnung der Zweigeschlechtlichkeit zur Öffnung des Namenrechts? In: *Studia Anthroponymica Scandinavica* 31, 111–113.
- Trunz, Erich (1981): *Goethes Werke. Band IX*. München.
- Wierzbicka, Anna (1992): *Personal Names and Expressive Derivation*. In: Anna Wierzbicka (Hg.): *Semantics, Culture and Cognition*. Oxford, 225–307.
- Wyss, Eva (2000): Intimität und Geschlecht. Zur Syntax und Pragmatik der Anrede im Liebesbrief des 20. Jahrhunderts. In: *Bulletin suisse de linguistique appliquée* 72, 187–210.